

Kategorie I
Jahrgänge 1992–1995



Julia Bürge, 1994

Es ist später, als man denkt

Als Gott die Zeit gemacht hat, hat er hoffentlich genug davon gemacht. Um ehrlich zu sein, manchmal glaube ich das nicht. Zeit ist Geld, und Geld regiert die Welt. Doch nicht jeder hat genug Geld oder genug Zeit, oder gar genug Geld, um Zeit zu haben.

Mir fehlt beides manchmal. Aber habe ich Geld, bin ich unglücklich, habe ich Zeit, bin ich sehr glücklich. Meine Zeit jedoch läuft mir davon, oder vielmehr laufe ich vor ihr davon. Wenn sie sich mir nähert, habe ich Angst, ich spüre dies deutlich. Dann habe ich Angst vor dem Älterwerden.

Aber ich möchte mich nicht immer mit der Zeit herum-schlagen. Ich brauche nicht immer eine Uhr um das Handgelenk, um meine Zeit einzuhalten und um zu schauen, ob mein Leben richtig geplant ist. Deshalb liess ich mir einen Sicherheitsabstand zur Zeit machen.

Meine Zeit läuft ab, wann sie abläuft, und davor geniesse ich das Leben, ohne unter ständigem Zeitdruck zu stehen. Ich hab gern für alles ein wenig mehr Zeit, stehe gern etwas langsamer auf, trinke meinen Kaffee gelegentlich sehr gemütlich und laufe gern in einem Schnecken-tempo.

Aber die Zeit macht einen Eichbaum zum Sarg, und vor dem haben die meisten Menschen Angst.

Mein Grossvater Giovanni war ein stolzer Italiener und Weltmeister im Verdrängen. Er hatte alle geniesserischen, südländischen, gemütlichen Eigenschaften an sich, die man sich vorstellen kann.

Aber auch er wurde zum Opfer der Zeit. Früher hatte er immer für alles Zeit gehabt, er erzählte Geschichten, rauchte dazu seine Pipa und trank gemütlich einen Espresso. Er konnte stundenlang einfach so im Garten sitzen oder stand noch im hohen Alter auf der Leiter zu seinem Apfelbaum.

Er kämpfte immer gegen die Zeit und wollte nicht wahrhaben, dass er langsam alt wurde. Doch es kam, wie es kommen musste, und die Zeit verwandelte ihn vom starken Eichbaum in einen erschlaferten, emotionslosen Sarg.

Mit achtzig Jahren war er noch jung, er erzählte allen, dass er einmal hundert werde, komme, was wolle. Und alle glaubten ihm. Doch er konnte nicht mehr im Garten arbeiten und brauchte einen Gehstock.

Grossvaters 81. Geburtstag habe ich immer noch vor mir. Ich sagte ihm: «Pass auf, Nonno, du wirst langsam alt!» Aber Giovanni sagte: «Ich werde hundert, komme, was wolle.»

Aber Grossvater konnte nicht mehr alleine aufstehen und sich bücken, und aufgepasst, schon kam die 82! Grossvater musste seine Werkstatt verkaufen, er konnte seine Pfeife nicht mehr anzünden, seine Geschichten hatte er vergessen, seine Enkelkinder hatten keine Zeit mehr, um ihn zu besuchen, und ehe er sichs versah, war Grossvater schon 83!

Nonno hatte Angst vor dem Älterwerden. Es gab noch so viel, das er noch machen wollte, ehe er hundert war. Davon war er immer noch voll überzeugt!

84. Geburtstag, Grossvater bekam Urgrosskinder. Er wollte sie in den Arm nehmen, aber er war zu schwach geworden. Auch seine Frau brauchte Pflege, Grossvaters Nerven waren am Ende, und ZACK – Grossvater war 85!

Die Uhr tickte, und das letzte, was Grossvater sagte, war: «Es ist später, als man denkt!» Und dann blieb die Uhr bei 86 stehen ...

Grossvater hat immer gesagt, wenn uns etwas fehle, sollen wir es uns nehmen. So nahm ich mir immer, was mir gefiel, aber die Zeit, die Zeit, die fand ich einfach nie.

Ich fand nie Zeit, mir Zeit zu nehmen, es gibt nämlich keinen Laden für Zeit, es gibt kein Billigkaufhaus, wo man billig etwas Zeit kaufen kann, wo in den Regalen kostbare Stunden stehen.

Es gibt keine 5-Minuten-Quarkstrudelbecher mit Deckel zum Öffnen, die, wenn man sie öffnet, alles um fünf Minuten zurückspulen können.

Es gibt keinen Kiosk für Zeit, an dem man für ok-Preise eine Büchse Zeit kaufen kann. Sie schnell trinken, in den Ab-

fall schmeissen und weitergehen kann. Möglichst schnell, damit man keine Zeit verliert.

Es gibt keine Leasingfirma, die Zeit verleiht, niemand stellt die Zeit bereit.

Es hängen nur überall Uhren, die sie nicht hergeben wollen. Tausend Menschen rennen durch den Bahnhof, sie haben alle keine Zeit. Alle schauen zu den grossen Uhren hoch, die ihre ablaufende Zeit klauen und nicht wieder hergeben. Sowieso, Uhren, diese tickenden Installationen, dieser unnötige Armschmuck, diese Zeitfenster, die die vorbeirieselnde Zeit festzuhalten versuchen, diese tickenden Zeitbomben, auf die wir alle angewiesen sind, dass sie auch ja richtig funktionieren und nicht zu früh sind.

Und wir, wir schauen hinterher, als wäre der Zug abgefahren, noch nicht ganz – aber gleich. Der Sekundenzeiger rennt und gibt nochmals sein Bestes, um sein Ziel und somit unser Desaster zu erreichen. Und wir? Wir starren auf die runde, verheerende Fläche, als wären wir begriffsstutzig oder nicht ganz aufnahmefähig, und denken: Was zeigt der dicke Rote noch mal an? Und errechnen anhand eines kreisförmigen Zifferblatts mit so nervös machendem Ticken unser Fiasko.

Und dann rennen und toben wir umher, in einem Irrenhaus der Zeit dieser Welt, wo alles im Takt von diesem dicken roten Zeiger geht.

Und in fast vollständiger Verzweiflung, aus Angst, dass wir nicht genügend Zeit haben oder sie vielleicht falsch gebrauchen oder gar nicht nutzen – «Vergeude nie die Zeit», heisst es zum Beispiel in China –, nehmen wir die Zeit wie eingeteilte Medikamente ein, oder schleichen und wursteln uns irgendwie durch.

Wir leben eigentlich nach einem winzig kleinen, tickenden Rundumel.

Was ist Zeit eigentlich für ein Abzwacker? Diese chronisch verheerende, chronologisch gegliederte, diese möch-

tegernlineare, subjektive, objektive, schlagende, ballernde, hämmernde, nagelnde, pulsierende, auspumpende Sau! Diese einschneidende, rote Schleifen ziehende, zehrende, nagende, immune Masse, die, wenn man sie braucht, sich schnell verflüchtigt, und in deren Blasen die Menschen festhängen, je nachdem, wie viel Zeit sie haben ...

Und dann kriegt man noch selten mit, was für Zeit es ist, ständiger Uhrenvergleich, um zu schauen, ob man noch richtig tickt. Und, wie spät ist es bei dir? – Oh, eine Sekunde zu spät, mein Freund. Wieso kommst du immer zu spät? Wieso trägst du die Uhr am falschen Arm? Wieso hast du manchmal sogar gar keine an?

JA UND? Verdammt noch mal, es ist mir doch schnurzpiepegal, ob ich diesen Zug verpasse oder nicht! Es ist mir total egal, ob meine Uhr eine Sekunde zu spät ist oder nicht! Es ist mir doch egal, ob ich überhaupt weiss, was für Zeit ist!

Alles im Leben geht immer nur um Zeit! Es muss immer alles nach Strich und Faden an die Zeit angepasst sein, und dabei merkt man gar nicht, wie schnell das Leben vorbei ist. Man schaut einfach immer nur auf die Uhr und verpasst zu leben.

Und wenn die Zeit dann abgelaufen ist, kriegt man es gerade noch so mit. Meistens aber gar nicht mehr, und ZACK – ist alles schon vorbei. Können Sie mir sagen, wie spät es ist? – Es ist immer später, als man denkt. Alle haben immer Angst, dass sie älter und älter werden. Mit 14 jedoch träumt man vom Ältersein.

Diese Welt ist komisch. Man hat Angst, dass man nichts mehr tun kann, bevor man stirbt. Aber in der Zeit, in der wir darüber nachdenken, wie spät es ist und wie schlimm sterben wohl ist, ringelt die Zeit so langsam davon. Jaja, die Zeit weiss genau, wie sie die Menschen wirr machen kann.

Zeit ist doch Leben. Leben im Jetzt und Hier, und das vergessen wir, weil wir immer an das Drumherum denken!

Zeit ist Geld, le temps, c'est de l'argent, time is money rechnen wir uns auch noch vor – ach, deshalb ist mein Portemonnaie immer so leer –, ein internationales Sprichwort, das nicht stimmt, denn jeder weiss, dass man entweder Zeit und kein Geld hat, oder keine Zeit und Geld. Also geht diese Scheissgleichung nicht auf, und ich wünschte, ich hätte mehr Zeit darüber nachzudenken!

Einstein ist schon lange tot. Sie sagen, er war seiner Zeit! weit voraus und hatte immer Zeit! In seiner Zeit! war das ja auch noch nicht so schwer! Denn so mit der Zeit! haben wir immer weniger Zeit! und Zeit und Zeit und Zeit, sie macht die Menschen ganz krank. Haben Sie gezählt, wievielmals (Zeit) in diesem Text vorkommt? Nein, denn Sie hatten ja keine Zeit, um nachzudenken!!! Aber falsch, meine Herrschaften, Sie hätten Zeit gehabt, wenn Sie sie sich genommen hätten!

Aber der Klügere gibt nach. Dies ist eine traurige Wahrheit und begründet die Weltmacht.

Ich habe immer das Gefühl, dass alle Zeit haben ausser mir. Aber man hat immer gleich viel Zeit wie da Vinci oder Einstein. Ich denke, dass diese Genies alle nie geschlafen haben. So geht die Rechnung wieder auf, und sie sind darum so gescheit, weil sie doppelt so viele Tage wie ich hatten. Aber da wir ja alle wissen: auch Genies müssen schlafen, hat natürlich auch Einstein geschlafen. Und somit genauso viel Zeit und Schlaf gehabt wie ich.

Mein Schlaf aber ärgert mich, indem er der verrinnenden Zeit den Vortritt lässt. Du armseliger, mieser, hinterlistiger Kobold von Zeit du, du zerfleischst uns alle mit deinen scharfen Zähnen. Von wegen du heilst Wunden oder bist der beste Arzt.

Nach jedem Abend kommt ein Morgen. Ja, nur dass ich am Morgen nie produktiv bin, sondern mein Gehirn erst ab halb acht Uhr abends Einsatz leistet. In der Mitte der Nacht beginnt der Tag – schön wärs. Was gibt es sonst noch für andere blöde Sprichwörter für die Zeit, die leider einfach nicht stimmen?

«Was bald wird, vergeht auch bald wieder.» So ein Scheiss. Das Leben vergeht wie ein Film auf einer grossen Leinwand, dessen Protagonisten wir sind und dessen Fehler und Sünden wir ausbaden müssen, und alle Zuschauer können herzlich darüber lachen.

Warum sprichst du sie nicht an? Warum studierst du nicht? Warum hast du nicht den gewünschten Abschluss, mit dieser Lehre musst du mir gar nicht kommen. Das kostet sowieso zu viel Geld, warum möchtest du genau dorthin gehen? Wieso in dieses Land? Wieso interessierst du dich genau für das? Warum nützt du deine einmalige Chance nicht? Wieso nicht, wieso doch? Alles Fehler, alles Fehler...

Und wir versuchen zu erklären und uns herauszuwinden, doch vergebens, und die grössten Fehler, die wir begangen haben, kleben wie Popcorn mit Cola vermischt auf dem Boden des Kinosaals.

Wir müssen die Zeit hinter uns lassen und uns aus unserem eigenen versaufenden Kreislauf der Theorien sprengen. Denn wenn man die unausgeführten Versprechen und Gefühle in der Atmosphäre zerstäuben lässt – wie mein Grossvater, der mir nie etwas Materielles geschenkt hat, der mich lediglich gelehrt und mir gezeigt hat, wie man das Leben geniessen kann –, merkt man vielleicht endlich, was das Wichtigste ist.

Und das Einzige, was mir an Erinnerungen an ihn bleibt, ist ein Grossvater, der immer zu mir sagte: «Bleib noch ein wenig, ich hab doch noch so viel Zeit.»



Yannick Büttler, 1992
Die Uhr tickt

Es war ein kalter Januarabend, der Schnee rieselte leise auf die gefrorenen Strassen und Felder. Die Kamine rauchten, und es waren nur noch wenige Lichter im Dorf zu sehen. Das Klingeln der Kirchenglocke unterbrach mit dem Elfuhrschlag für einen Moment die Stille der Nacht, doch irgendwie vermochte nichts und niemand den Frieden des Dorfes zu brechen.

Am Ende einer breiten Strasse, welche das Dorf in zwei Teile schnitt, lag ein altes, heruntergekommenes Haus. Über der Tür war in alter Schrift zu lesen: «Uhrmacher.» Das Haus gehörte Herman, dem Uhrmacher. Mit seinen 86 Jahren übte er seine Berufung schon lange nur noch aus Leidenschaft und Faszination aus, nicht für seinen Lebensunterhalt. Sein kleiner Laden war überfüllt mit Uhren aller Art. Kuckucksuhren, Küchenuhren, Taschenuhren, Armbanduhrn; bei Herman fand man sie alle.

Hingebungsvoll kümmerte er sich um jedes einzelne seiner Stücke. Das Ticken der unterschiedlichen Uhren erfüllte den Raum. Die Uhren schienen ausnahmslos alle zu laufen, doch bei genauerem Hinschauen bemerkte jeder, der den Laden betrat, dass eine der Uhren stillstand. Es war eine alte Tischuhr, welche einen schon beinahe antiken Anschein machte. Sie stand seit Jahren auf einem der grossen Werkbänke in der Mitte des Ladens. Wann immer Herman Zeit fand, und das war bei seinem Arbeitsanfall sehr oft der Fall, schraubte er an ihr herum. Die meiste Zeit verbrachte er damit, die Teile originalgetreu nachzubauen. Doch bis anhin wurde seine Mühe nicht belohnt.

Die Uhr wurde vor über zwanzig Jahren vom ehemaligen Bürgermeister der Gemeinde bei Herman in Reparatur gegeben. Zunächst dachte Herman, es sei ein Auftrag wie jeder andere, doch dem war nicht so. Der Bürgermeister war einer seiner engsten Freunde, und selbstverständlich versicherte ihm Herman, die Uhr so schnell wie möglich zu reparieren. Doch auch nach über zwanzig Jahren und etlichen Stunden an Arbeit lief die Uhr bis anhin nicht.

Der Bürgermeister verstarb, kurz nachdem er die Uhr bei Herman in Reparatur gegeben hatte, an Altersschwäche. Seine beiden Kinder verliessen das Dorf, wie alle Jungen es vor Jahren taten, um in der Stadt einen gut bezahlten Job zu finden. Die Frau des Bürgermeisters starb ebenfalls, zwei Jahre nach dem Tod ihres Mannes, und so schien es, als ob kein Interesse mehr an der Uhr bestünde.

Obwohl die Uhr von niemandem vermisst wurde, sah es Herman als seine Pflicht an, die Uhr zu reparieren und seinem Besitzer zurückzugeben. Es war ihm noch nie in seiner beruflichen Laufbahn als Uhrmacher passiert, dass er ein Stück nicht mehr zum Laufen gebracht hatte. Wenn er ehrlich war, regte er sich über die Uhr und sich selber auf. Wie oft hatte er schon gedacht, er hätte es geschafft, und im gleichen Moment stand die Uhr wieder still. Es schien, als ob ihn die Uhr zur Verzweiflung bringen wollte.

Andere Aufträge hatte Herman kaum noch. In dem kleinen Dorf lebten nicht mal mehr hundert Leute. Die meisten waren im Zuge der Industrialisierung in die nahe liegenden Städte abgewandert. Was wollte man auch noch in dem kleinen Dorf. Es gab noch einen Schreiner, einen kleinen Dorfladen und den Uhrmacher.

Herman war im Dorf allseits bekannt, und wenn er manchmal in der Kneipe im Dorf auf ein Bier vorbeischaute, kannte und schätzte man ihn. Kaum einer wusste aber von seinem Leid. Die kaputte Uhr machte ihm nämlich sehr zu schaffen. Vor allem, weil er sein Versprechen gegenüber seinem Freund, dem Bürgermeister, nicht hatte einhalten können und es nicht geschafft hatte, die Uhr zu reparieren und fristgemäss zurückzugeben.

Der Winter neigte sich zu Ende und es wurde allmählich Frühling. Die Wälder rund um das Dorf begannen langsam grün zu werden. In der Luft lag der Duft von frisch blühenden Blumen und Gräsern. Herman sass wie immer

vor seiner Uhr und schraubte an den winzigen Schrauben und Zahnrädern herum.

Rund um das Dorf waren viele Wanderer unterwegs, die von überall her aus den Städten aufs Land kamen, um sich vom Alltagsstress zu erholen. Herman beobachtete die Leute gerne von seinem Fenster aus. Er erinnerte sich oft an die Zeit zurück, in der er selbst gerne wandern ging und das Naturspektakel bewunderte.

Plötzlich gab es ein leichtes Klicken, es war die Tischuhr. Die Zahnräder begannen sich zu bewegen, und die vergoldeten Zeiger bewegten sich langsam über das glitzernde Perlmutter-Zifferblatt. Herman schaute gespannt auf die mit Weissgold umrandete Uhr und hoffte, sie würde länger als ein paar Minuten laufen.

Eine Minute, zwei Minuten, die Uhr schien tatsächlich zu laufen. Er hatte es geschafft, nach über zwanzig Jahren, die Uhr lief! Herman musste wohl der glücklichste Mensch auf Erden sein. Es war sein Lebenswerk: die Uhr, die für immer stillzustehen schien, sie tickte.

Sorgfältig packte Herman die Uhr in eine Schachtel und begab sich zum Friedhof. Das Grab des Bürgermeisters war ganz am Ende. Ein grosser Grabstein schmückte die Ruhestätte des einstigen Oberhauptes. Herman fasste die Uhr und stellte sie in eine der Einbuchtungen des Steins. Er zog sie ein letztes Mal auf und sagte mit erleichterter Stimme: «Die Uhr tickt, die Uhr tickt, mein Lieber!»



Lukas Nussbaum, 1994
tick (ÚáčãÉ)

Der Fahrer des gepanzerten Vehikels stieg plötzlich mit voller Härte in die Bremsen hinein. Das Fahrzeug schlitterte noch einige Meter und wirbelte riesige Mengen an Staub und Dreck auf, bevor es endgültig zum Stillstand kam. Türen wurden aufgerissen, und die fünfköpfige Truppe stieg angestrengt und schweissüberströmt aus dem sandfarbenen Wagen aus, welcher sich mithilfe der Einwirkung der afghanischen Sonne zu einem stickigen Metallofen verwandelt hatte.

David knallte emotionslos und dehydriert die Tür. Mit allem, was er noch an Konzentration aufbringen konnte, spähte er mühsam den Horizont ab und horchte auf Anzeichen von Ärger. Sie hatten am Rande eines kleinen Wüstenorfes gestoppt, irgendwo achtzig Meilen entfernt von der Hauptstadt des Landes. Ausser einigen ausgetrockneten Feldern und maroden Steinhütten sah David nichts weiter, mit Ausnahme einer endlosen Schleife aus sandiger Wüste und steinigen Hügeln. Er deutete seinen Kameraden an, dass auf seiner Seite kein Verdacht auf potenzielle Gefahren bestand und winkte seine beiden Vorgesetzten durch, die sogleich mit ernster Miene an ihm vorbei die Strasse hinaufschritten.

Eigentlich hätten sie alle bereits im Flieger nach Deutschland sitzen sollen. In bester Stimmung und ohne Angst, dieses zerrissene Stück Erde jemals wieder betreten zu müssen. Doch stattdessen standen sie hier im Ödland, der Sonne schutzlos ausgeliefert, während ihnen ihr schwerer Anzug wie Pech und Schwefel am vor Hitze brodelnden Körper klebte. David liess seinen Blick von der Gegend ab und folgte mit den Augen gelangweilt dem löchrigen Feldweg, der in das Dorf mündete. Der aufpolierte Stahl des amerikanischen Hummerfahrzeuges glänzte ihm schon von gut einem halben Dutzend Meter Entfernung entgegen.

Ein letztes Mal auf Patrouille, nur noch anderthalb Stunden von daheim entfernt, und dann aus logistischen Gründen abkommandiert wegen so einer Scheisse! – dachte er leicht aggressiv.

Das spritfressende Ungeheuer der Amis nämlich war der Grund, weshalb der junge Deutsche nicht schon längst mit-samt seiner Einheit in einem Flugzeug sitzen und die deut-sche Grenze passieren konnte. Der US-Geländewagen hatte den Geist aufgegeben und war unkontrolliert in einen Strassen-graben gerollt. Davids Trupp war per Zufall in der Nähe gewesen und wurde deshalb vom deutschen Ober-kommando angewiesen, die Yankees bei ihrem Fahrzeug-problem zu unterstützen. Dass der technische Verstand der deutschen Patrouille den der Amerikaner bei Weitem nicht übertraf, sei einmal dahingestellt. Es war eher eine soziale Geste der Bundeswehr, damit sie allen zeigen konnte, wie gern das deutsche Militär doch seinen westlichen Verbün-deten half.

Und wir können unseren Arsch dafür hinhalten... Danke, Wichser!

Ein G36-Sturm-gewehr knallte geräuschvoll neben Da-vid auf das Autodach und riss ihn aus seinen Gedanken. Müde drehte er den Kopf nach links und erblickte eine ihm bekannte Gestalt, die genauso motivationslos und zerschla-gen dastand wie David selbst. «Das meinen die doch nicht ernst, oder?», zischte Thomas, als die gut erkennbaren Sil-houetten ihrer Vorgesetzten bei dem von der Strasse abge-kommenen Fahrzeug angelangt waren. Ohne eine Antwort zu erwarten, begann er damit, ungeduldig die Schnallen seines Kunststoffhelmes aufzureissen. «Hecks Englisch wird sie notfalls zu Fuss in die Flucht treiben...», kommentierte David witzelnd, doch er war zu ausgelaugt, um über seinen eigenen Spruch lachen zu können, während bei seinem Ge-sprächspartner ein leichtes Lächeln auf dem unrasierten Gesicht hervortrat.

«Lass den mal lieber an...», erklang eine dritte Stimme mahnend durch die windstille Atmosphäre und liess Tho-mas' Lächeln sofort wieder erstarren. «Mein Schädel dröhnt, als würde er gleich explodieren... Das Gefährlichste hier sind doch bloss Bauern, die ihren Ziegen mit Stöcken nach-jagen!», erwiderte der um die dreissig befindliche Deutsche

auf den Rat seines Kameraden und versuchte weiter, die Verschlüsse seines wüstentarnfarbenen Kopfschutzes zu öffnen. «Wir sind hier in der grauen Zone! Behalt das Ding einfach auf, nachher wirst du ihn eh nie mehr tragen müssen», argumentierte sein Gegenüber darauf und schritt langsam von seiner Position abseits des Jeeps zu seinen beiden Kameraden am Wagen zurück. «Was du nicht sagst...», Thomas gab augenrollend auf und liess seine Hände von den hellbraunen Bändern, die um sein Kinn gespannt waren, zu seiner Waffe wandern, riss diese laut vom Auto-
dach und prüfte den Verschluss.

«Was war das eigentlich noch für ein Anruf gestern, Stefan?», fragte der bärtige Deutsche seinen Freund erschöpft, aber dennoch interessiert. Bei einer Unterhaltung konnten sie zudem Hitze und Zeit einfacher ignorieren. Sein Gegenüber machte eine langsame Drehung um die eigene Achse, liess seinen Blick kurz über die hinter ihm befindlichen Hügel wandern und blickte dann wieder Richtung Wagen. «Ach, das ... das war Kerstin!», deutete er an. «Ja stimmt, bei euch ist es bald so weit. Wie lange gehts noch mal, hast du gesagt? Einen Monat?», hakte Thomas daraufhin nach und war froh, endlich Gesprächsstoff gefunden zu haben. «Sie ist jetzt im siebten...», gab Stefan zurückhaltend zu erkennen, und David bemerkte, wie die Augen des baldigen Vaters kurz aufleuchteten. «Habt ihr schon einen Namen?» «Wir wissen nicht mal, ob's ein Junge oder ein Mädchen wird...» «Ach komm schon, irgendwas müsst ihr doch überlegt haben, weshalb solltest du sonst wohl drei Mal in der Woche...»

Thomas Michael Liebgott bekam nie die Gelegenheit, den Satz zu Ende zu sprechen, da just in diesem Moment ein ohrenbetäubender Donner über die drei Deutschen hinwegfegte und sie Richtung Boden schickte. Davids Ohren waren leblos vor Schmerz. Alles, was er noch an Geräuschen wahrnahm, war ein durchdringendes hohes Pfeifen, welches ihm ununterbrochen durch die Trommelfelle jagte. Beide Hände

fest an die Ohren gepresst, schielte der 19-Jährige um die Stossstange ihres Eagle IV-Panzerwagens und verfolgte die in Feuer getauchten Stahlteile, welche in grosser Menge auf die Überreste des amerikanischen Hummers herabregneten, den eine gewaltige Explosion auseinandergerissen hatte. Zerfetzte Körper lagen verstreut auf dem staubigen Boden herum, Davids Befehlshabende, deutsche Unteroffiziere, eingeschlossen. Es gab keine Anzeichen für Überlebende.

Der in David anhaltende Schock wandelte sich innerhalb von Sekunden in glühendes Adrenalin um. Hitze und Müdigkeit verschwanden augenblicklich aus seinem Körper, und er war mit einem Schlag hellwach. Der Soldat liess von den leblosen Anschlagsoffern ab und versuchte verzweifelt, mit seinem Blick seine beiden noch übrig gebliebenen Freunde einzufangen. Zu seiner Rechten registrierte er Stefan, der dicht an ihren Wagen in Deckung gepresst für David unverständliche Sätze in sein Funkgerät brüllte. Zur Linken des jungen Soldaten erhob sich Thomas gerade qualvoll vom Boden und stolperte blind und orientierungslos auf das offene Feld hinaus. Ein dumpfes Knallen schoss über David hinweg, gefolgt von einem weiteren und noch einem, und dann sah er, wie sein bärtiger Freund schutzlos getroffen in den warmen Sand sackte.

Augenblicklich verschwand das hohe Pfeifen aus Davids Gehör. «Nein!», schrie er und wollte blindlings vor Schreck losstürmen, um den Verletzten in Deckung zu hieven, doch jemand packte ihn am Arm. «Du bleibst verdammt noch mal hier!», brüllte ihn Stefan unter Panik an und knallte seinen unverletzten Kameraden gegen das rechte Vorderrad ihres Transporters. «Ich hab Mündungsfeuer gesehen... Es kam aus dem zweiten Gebäude von rechts, auf der linken Seite der Strasse, fünf Meter entfernt. Deck dich mit Rauch!», bellte er David nervös an, derweil dieser ihn mit einer Mischung aus Fassungslosigkeit und angestauter Wut anstarrte, doch er begriff und nickte bewusst. Sein Gegenüber liess ihn los. «Ich kümmerge mich um Thomas, rufe Verstärkung, danach folge ich, okay?» Da-

vid liess seinen Kopf ein zweites Mal emotionslos auf und ab gleiten. Er war nicht mehr imstande zu denken, er wollte bloss noch handeln.

Die morsche Holztür zerbarst unter den kräftigen Schuhsohlen von Davids Armeestiefeln und liess ihn in die eng gebaute Farmerunterkunft eintreten. Es war beunruhigend still. Nur das gleichmässige Ticken einer zerbeulten Wanduhr durchstiess die lautlose Atmosphäre. Vorsichtig setzte der Deutsche so leise es ging einen Fuss vor den anderen und hielt sein G36 schussbereit im Anschlag. Stefans völlig erschöpfte Stimme drang dabei per Funk an sein Ohr: «Kilo-eins-eins, hier ist Lima-drei-zwo, wir benötigen...» Doch das erbarmungslose Ticken der alten Uhr übertönte die Übertragung, sodass David bloss noch Wortfetzen verstand.

... am Boden, Hinterhalt geraten... acht Männer... tot...

Vokabeln, die von dem leise gedrehten mobilen Kommunikationsgerät direkt in sein Gehirn drangen.

David bemerkte erschrocken, wie sich sein Körper mittlerweile an das durch ihn hindurchströmende Adrenalin gewöhnt hatte, woraufhin Müdigkeit und Hitze den Bundeswehrsoldaten wieder fest in ihren Bann zogen. Mit einem Mal wurde sein Blickfeld verschwommen, seine Augen fühlten sich träge an und das geräuschvolle Klicken der an der Wand hängenden Zeitanzeige echote pochend in seinem Kopf. Er riss sich so gut es ging zusammen und rückte langsam weiter in den ausgestorbenen Raum vor. Sein Schädel dröhnte mit jedem Ticken lauter.

Stefan erschien röchelnd und ausgelaugt in der Tür. Mit einer Handbewegung deutete David seinem Kameraden an, keinen Schritt weiter vorzurücken, sondern sofort runter in die Hocke zu gehen und das Zimmer vor ihnen im Auge zu behalten. Als David mit einem kurzen Blick über die eigene Schulter sah, dass seinen Anweisungen Folge geleistet wurde, glitt seine Hand langsam und geräuschlos wieder um den Griff seines Sturmgewehrs, und seine Finger erfühlten erneut den stählernen Abzug.

Das Ticken wollte nicht aufhören, es dröhnte rhythmisch und qualvoll durch seinen Kopf. Seine Stirn brannte unter dem eng anliegenden Kampfhelm und sein Schädel brüllte vor Schmerz. Der Deutsche versuchte mit zusammengekniffenen Augen und aller Konzentration, die er noch aufbringen konnte, sein Umfeld einigermaßen klar darzustellen. Seine Sicht wurde jedoch mit jedem Tickgeräusch, das aus der hölzernen Wanduhr drang, verschwommener. Ein weiterer Schritt nach vorne, und der Deutsche bemerkte plötzlich, wie seine schweren Kleider an ihm klebten. Es fühlte sich an, als sei er von einem Schwall hässlich stinkendem Honig überzogen worden. Trotzdem ging er weiter und versuchte, den durch die Stille schiessenden Stich zu ignorieren, der mit jeder Sekunde, in welcher der Zeiger an der Wand einen weiteren Sprung nach vorne machte, gnadenlos durch sein Hirn jagte.

David trat weiter vor, sein aufmerksamer Begleiter ihm starr folgend. Als die beiden stumm begannen, den nächsten Raum zu betreten, glaubte David, jemand würde ihm mit einem Elektroschocker Wellen an Strom durch den Schädel jagen. Mit jedem Ticken nämlich, das aus dieser verteufelten Uhr drang – so derbe hämmerte dessen Echo mittlerweile schon in ihm, und er fragte sich bloss noch verzweifelt, ob es jemals wieder aufhören würde.

Als ein gleissender Blitz unerwartet vor seinem für Sekunden plötzlich völlig klaren Sichtfeld aus dem eben von ihnen betretenen Raum emporschoss, wusste er die Antwort. Flammen donnerten über ihn und seinen Freund hinweg, und die Druckwelle der zweiten Sprengladung preschte geräuschvoll aus den Fenstern und Türen des afghanischen Steinhauses. Das Ticken erlosch, und dann war es still.

Silvan Rechsteiner, 1994

Melancholische Melodie



Eine Taube fliegt durch die Luft und landet flügelschlagend auf einer schwarzen Sitzbank. Dann kommt mein Zug langsam zum Stehen. Mit einem grossen Schritt trete ich auf den Bahnsteig und folge dem Pendlerstrom hinaus auf den sonnigen Bahnhofplatz. Ich bin nervös. Seit einigen Wochen bin ich in eine Klassenkollegin verliebt. Ich kann es ihr einfach nicht sagen. Es fällt mir normalerweise nicht schwer, auf andere Menschen zuzugehen und ihnen mitzuteilen, was ich denke oder fühle. Bei diesem Mädchen ist das aber einfach anders. Wenn ich bloss an ihre türkisblauen Augen und an ihr fröhliches und zufriedenes Gesicht denke, verliere ich die Sprache.

Zu Fuss mache ich mich auf den Weg zum Gymnasium. Ich merke, dass ich es ihr sagen muss. Heute, jetzt! Auf der langen Steintreppe, die zum Schulgebäude hochführt, sitzt sie. Ich gehe auf sie zu. In diesem Moment steht sie auf und wir umarmen uns. Ich setze gerade zum Sprechen an, als sich unsere Blicke treffen. Ich sehe in ihre türkisblauen Augen. Mir fehlen die Worte. Mein offener Mund klappt zu, und sie beginnt zu sprechen: «Ben, wenn du es mir nicht ins Gesicht sagen kannst, dass du mich liebst, dann bist du einfach noch nicht genügend weit für eine Beziehung.» Verdutzt schaue ich ihr in die Augen. Ich schaue sie nur an. Wie vom Schlag getroffen, lasse ich sie los und gehe die Stufen hinunter zur Strasse.

Ohne mich noch einmal umzublicken, biege ich in eine kleine Gasse ein. Ich kann nicht mehr klar denken. Ich setze mich in den nächsten Hauseingang und versuche meine Gedanken zu ordnen. Ich sei noch nicht so weit. Wie soll ich das verstehen? Ich sei nicht genügend weit für eine Beziehung. Ich versuche Antworten zu finden, doch mein Kopf fühlt sich leer an. Hätte ich mich bloss überwunden und ihr einfach gesagt, was ich für sie empfinde. Noch nie habe ich mich so elend gefühlt.

Es beginnt zu regnen. Ich ziehe mir die Kapuze meines blauen Pullovers über und gehe weiter. Was passiert jetzt? Ich habe keine Chance mehr. Noch nie war ich so enttäuscht von mir selber. Ich folge den Tramschienen in der Mitte der Strasse, die sich zu einer Brücke winden. Auf der Brücke bleibe ich stehen und schaue ins türkisblaue Wasser.

Gestern war ein sonniger Sonntag. Wir sassen zusammen friedlich am Flussufer und genossen die letzten Sonnenstrahlen des Tages. Nach einem erfrischenden Bad im Fluss lauschten wir den Vögeln und einem Strassenmusiker, der in der Unterführung ein Lied vom Lebensglück spielte. Wir waren beide glücklich, lachten und redeten viel. Am Abend ging ich freudig nach Hause und wusste, dass sie die Richtige ist.

Schon seltsam. Jetzt stehe ich auf dieser Brücke und blicke auf die Stelle, die gestern ein gemütliches Pflaster war. Heute wirkt sie karg und matt. Wer ist dieses Mädchen überhaupt. Ich ertrage diese Gedanken nicht und gehe weiter, durch die Unterführung. Der Strassenmusiker ist wieder da und spielt eine melancholische Melodie über das Pech der Liebe. Wie ironisch, denke ich und gehe weiter, ohne den Mann eines Blickes zu würdigen.

Meine Gedanken drehen und winden sich in meinem Kopf wie eine Nervenachterbahn. Ich denke nichts mehr. Gehe weiter. Keine Ahnung, wohin mich dieser Weg führt. Würde sich doch nur die Zeit um zwei Stunden zurückstellen lassen wie in einem dieser Filme. Bin ich verrückt?

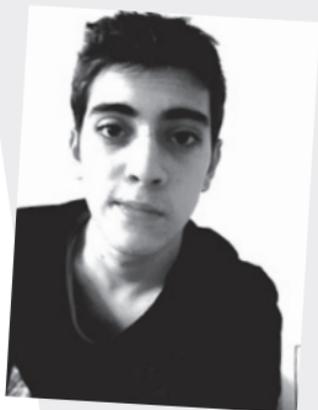
Meine Beine haben mich zu einer weiteren Brücke getragen. Glasscheiben dämpfen den Lärm der Autos, die über die Brücke rasen. Unter der Brücke erblicke ich einen zwei Meter hohen Zaun, der mich von einem Industriegleis trennt. In mir steigt riesige Wut auf. Ich gehe auf den Zaun

zu und versuche daran zu rütteln, bis er bricht. Es gelingt mir nicht. Geschwächt setze ich mich auf den Boden. Mein Körper fühlt sich leer an, wie eine Hülle ohne Inhalt.

Ich schaue mich um, suche nach etwas, das mich vielleicht aufmuntern könnte. Am Boden erblicke ich etwas Silbernes. Soll ich aufstehen und dorthin laufen? Ich stehe auf und gehe auf das Ding zu. Nach einigen Schritten erkenne ich eine Taschenuhr. Ich hebe sie hoch. Das Zifferblatt ist rabenschwarz. Die Zahlen sind silbern, wie auch die drei unterschiedlich langen Zeiger. Das Uhrglas spiegelt mein Gesicht. Ich erkenne meine traurigen Augen darin. Die Uhr tickt nicht. Auf der rechten Seite sehe ich einen Knopf. Ich wünsche mir, es wäre nochmals Morgen, stelle die Uhr nur so aus Jux auf acht Uhr ein und drücke den Knopf erneut. Nichts geschieht. Ich stecke die Uhr in meine Hosentasche und setze mich wieder auf den Boden.

Nach einer Weile spüre ich meinen Kopf, es hämmert von innen, und die Uhr in meiner Hosentasche fühlt sich an wie ein Stück Blei. Ich nehme sie heraus und merke, dass die Uhr in die entgegengesetzte Richtung läuft. Ich verliere mein Bewusstsein. In der Ferne höre ich ein ohrenbetäubendes Geräusch. Ich fühle mich leicht und froh, als würde ich wie eine Taube durch die Luft fliegen.

Dann kommt mein Zug langsam zum Stehen. Mit einem grossen Schritt trete ich auf den Bahnsteig und folge dem Pendlerstrom hinaus auf den sonnigen Bahnhofplatz. Ich greife in meine Hosentasche und ziehe die Taschenuhr heraus. Ich sehe, wie sich der Sekundenzeiger mit einem leisen Klicken nach rechts bewegt. Im Spiegelbild sehe ich meine blauen zufriedenen Augen.



Robin Rickenbacher, 1994

Der Marionettenspieler

Die Luft war dick und alt und trug den süsslichen Geschmack der Angst mit sich. Sie strich über meine Hutkrempe, kräuselte meine Wange und wehte durch meinen Mantel, der mir wie ein schwereloses Tuch hinterherflatterte. Ich ging mit bestimmten Schritten voran, die dunkle, verdreckte Strasse vor mir, mit dem festen Entschluss, dass ich heute Nacht einen Mann töten würde. Einen Mann, den ich bereits so lange verfolgte, dass er mir mittlerweile wie ein Phantom aus Rauch und Nebel vorkam, unfassbar, unverletzlich. Er war mir immer einen Schritt voraus gewesen. Jedes Mal, wenn ich die Strasse hinaufhetzte, hörte er meine Schritte schon von Weitem aus der Ferne hallen. Immer wenn ich eine Tür aufsties, hatte er bereits lachend die nächste zugeschlagen. Er war mir überlegen, aber was noch schlimmer war, er wusste es. Nach und nach kam es mir so vor, als sei nicht ich der Verfolger, sondern er. Ich hatte im Laufe der Jahre seinen Namen vergessen, ich nannte ihn nur den Marionettenspieler. Ihm war bewusst, dass ich nie eine wirkliche Chance gegen ihn gehabt hatte und dass er die Fäden in der Hand hielt. Und ich musste zugeben, das stimmte auch. Bis heute.

Die gepflasterte Strasse lag völlig verlassen da, und meine Schritte hallten von den russgeschwärzten Wänden wider. Nebel hing in der eisigen Nachtluft und verschluckte das mattorange Licht, das von den Strassenlaternen ausging. Eine zerkratzte Metalltür wurde quietschend aufgestossen, und jemand goss einen Kessel mit Fischabfällen auf den Gehweg. Magere Katzen mit gespenstisch leuchtenden Augen stürzten sich hungrig darauf und stritten sich um die abgetrennten Fischköpfe. Zwei Jungen, in alte, schmutzige Klamotten gekleidet, lehnten sich lässig an die Hauswand und musterten mich interessiert. Sie spielten mit dem Gedanken, mich zu überfallen und auszurauben. Das war nichts Neues, alle Jungen in ihrem Alter taten das, hatten es immer getan. Es war ihre einzige Möglichkeit, an etwas Geld oder vielleicht auch ein paar warme Kleider für den Winter zu kommen. Kriminalität gehörte zur Tagesord-

nung. Hier draussen war jeder auf sich allein gestellt. Wenn ein armer Schlucker auf dem Nachhauseweg von einer Bande Jugendlicher brutal ausgenommen wurde, schlossen sich alle Fenster, alle Türen wurden verbarrikadiert, und man versuchte mit schweren, muffigen Vorhängen die Hilfeschreie des Opfers zu ersticken. Er war alleine, wie alle in dieser Stadt, eine verlorene Seele, in Vergessenheit geraten.

Diese Stadt war seit langer Zeit nur noch ein dunkler Schatten, ein Ort ohne Hoffnung und Leben. Gesetze gab es keine mehr, die Regierung hatte die Kontrolle verloren und war in der aufkommenden Gewalt und Grausamkeit untergegangen. Alles war verdreckt und verseucht, der Himmel war durch Abgase und Staubwolken verdeckt und kein Sonnenlicht drang mehr durch die dichte Wolkendecke. Die Menschen hatten keine Träume mehr, Angst dominierte ihr Leben. Die Angst vor dem, was auf der Strasse wartete, die Angst vor dem morgigen Tag, die Angst vor dem immer stärker werdenden Strom, der alles in die Tiefe zog. Die Stadt stand am Rande des Abgrundes und es gab nichts, was sie hätte auffangen können. Es war eine tote Stadt, ohne jeden Sinn, ohne jede Zukunft.

Die Jungen verfolgten mich mit ihren Blicken, machten aber keine Anstalten, ihre Messer zu zücken und auf mich zuzukommen. Vermutlich schreckte mein Äusseres sie ab. Mein langer brauner Mantel, den ich wie eine Robe hinter mir herzog, meine alte Pistole, die griffbereit in meinem Gurt steckte, der schwarze Zylinder, der wie eine Krone auf meinem Kopf thronte und die weisse Maske, die mein vernarbtes Gesicht verdeckte. Langsam schritt ich an ihnen vorbei und liess mich nicht von ihnen ablenken. Ich konzentrierte mich nur auf meine Mission, den Marionettenspieler zu töten. Ich kannte seinen Aufenthaltsort und war überzeugt, dass er diesmal nicht mit mir rechnen würde. Ich wusste, dass ich ihn heute überraschen würde. Er hatte zu viele Fehler gemacht, Dinge getan, die er nicht hätte tun sollen. Ein Kind ermordet, das er nicht hätte anrühren sollen.

Ich griff in die Tasche meines Jacketts und zog eine alte silberne Taschenuhr hervor, die an einer Kette befestigt war. Mit meiner behandschuhten Hand öffnete ich die Klappe. Auf der Innenseite klebte das kleine Bild eines Mädchens. Sie war kaum zehn Jahre alt, und in ihrem lächelnden Gesicht lag eine wohlige Wärme. Sie war der Grund, wieso ich hier war. Wieso ich weiter die Strasse entlanglief, und nicht wie alle anderen nach und nach in der Gosse kletterte. Und wieso ich mich heute aufgemacht hatte, den Marionettenspieler zu töten.

Die Uhr tickte, und ich vergewisserte mich, dass die Zeit gekommen war. Ich steckte die Hände in die Manteltasche und beschleunigte meine Schritte.

Nach wenigen Metern überquerte ich die Strasse und stand vor einem hohen Apartmenthaus mit mattroter Fassade. An einigen Stellen war der Verputz abgebröckelt und die Backsteine der Hausmauer waren zu sehen. Vor die Fenster im ersten Stock waren Bretter genagelt worden, die Eingangstür hing nur noch schief in den Angeln. Vorsichtig trat ich auf die Tür zu und warf einen Blick auf die alten Klingelschilder, die daneben angebracht waren. Laut Anordnung der Schilder wohnte der Marionettenspieler im zweiten Stock. Ich zückte meine Pistole, stiess die Tür auf, die quietschend zur Seite schwang und trat ein. Ein muffiger Geruch nach alten Möbeln schlug mir entgegen. Direkt am Ende des Flures führte eine Treppe nach oben. Ich nahm zwei Stufen auf einmal, sorgsam darauf bedacht, auf den morschen Holzstufen keinen Lärm zu verursachen. Bald war ich im zweiten Stock angekommen. Mein Herz schlug schneller, als ich mich der Tür zur Wohnung des Marionettenspielers näherte. Überrascht stellte ich fest, dass sie nur angelehnt war. Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass meine Maske richtig sass, umklammerte ich meine Pistole und trat mit raschen Schritten in die Wohnung.

Kaum war ich drin, sah ich ihn auch schon: Der Marionettenspieler sass auf der Fensterbank des geöffneten Fensters, den Rücken am Fensterrahmen angelehnt und die Beine

leicht angewinkelt. Er trug wie ich einen langen Mantel und die gleiche Maske, aber in Schwarz. Er hatte den Kopf von mir weggedreht und blickte aus dem Fenster auf die Strasse hinunter. «Keine Bewegung!», rief ich und richtete meine Waffe auf ihn. «Ich wusste, dass du kommen würdest», sagte der Marionettenspieler, ohne sich umzudrehen. «Ich wusste, dass du niemals aufhören würdest, mich zu jagen. Nicht, solange wir beide leben.» Seine Stimme war ruhig, beinahe gleichgültig. Keine Spur von Angst. «Du hast verloren, Mörder!», rief ich. «Das wird unsere letzte Begegnung sein. Nach all den Jahren habe ich dich endlich!» Der Marionettenspieler lachte leise. «Oh, du hast mich nur gefunden, weil ich es zugelassen habe.» Langsam drehte er mir sein Gesicht zu. Hinter der schwarzen Maske waren nur seine Augen zu erkennen. Sie wirkten müde und schwach. «Ich bin das ewige Wegrennen leid», sagte er und erhob sich. «Es wird Zeit, dass wir dem ein Ende setzen.»

Ich hielt die Pistole nach wie vor auf ihn gerichtet, Zorn stieg in mir hoch. «Wenn das jemand zu entscheiden hat, dann bin ich das!», rief ich barsch. «Du hast mir damals alles genommen, was mir wichtig war! Du hast es verdient zu sterben!» Der Marionettenspieler lachte erneut leise auf und kam langsam auf mich zu. «Denkst du wirklich, dass du über Leben und Tod entscheiden kannst? Willst du dich wirklich zum Mörder machen und dich auf meine Ebene herabsetzen? Zu dem Mann, der jahrelang dein grösster Feind gewesen war? Du wirst zugeben müssen, dass wir so verschieden gar nicht sind.» «Du lügst!», rief ich, und die Wut strömte durch meinen Körper wie Gift. «Du hast mein unschuldiges Kind getötet!» Erneutes wahnsinniges Lachen: «Und dir würde es keine Freude bereiten, mich tot zu sehen? Ich kann den Zorn in deinen Augen sehen. Ich weiss, wie sehr du es begehrt, mir die Kugel ins Herz zu jagen. Aber wir beide wissen, dass du mich nicht töten kannst, ohne dich selbst zu töten.»

Zum ersten Mal war ich nicht wütend, sondern erstaunt: «Was redest du da?» «Hast du dich nie gefragt, wieso

ich dich so genau kenne? Warum ich dir in deinem tiefsten Inneren so vertraut bin?» Der Marionettenspieler verschränkte die Arme hinter seinem Rücken und blieb einige Schritte vor mir stehen. Es gab nur uns zwei, Jäger und Gejagten, in diesem leeren Raum, in dieser seelenlosen Stadt ohne Leben und Hoffnung, in der es für mich eine letzte offene Rechnung zu begleichen gab. Der Marionettenspieler fuhr fort: «Der einzige Grund, weshalb du mich so lange gejagt hast, war, dass du die Wahrheit nicht sehen wolltest. Ich war dein Vorwand, deine Ausrede für das, was wirklich geschehen ist.»

Obwohl ich seine Worte nicht verstand, spürte ich, dass sie etwas in mir auslösten. Mir wurde schwindlig und die Pistole in meiner Hand zitterte. Der Marionettenspieler zog eine silberne Taschenuhr aus seiner Jackettasche, die gleiche, die auch ich besass. «Die Uhr tickt», sagte er, «es ist Zeit.» Dann löste er seine Maske und zog sie sich vom Gesicht. Als ich in seine Augen sah, erschrak ich und ein Entsetzensschrei entwich meinen Lippen. Beim Anblick seines vernarbten Gesichts, das mir grauenvoll bekannt war, brachen tausend Bilder über mich herein wie ein riesiger Wasserfall. Ich merkte kaum, wie mein Finger den Abzug betätigte und sich ein Schuss löste. Die Kugel traf ihn genau in die Brust. Er keuchte schmerzhaft und Blut lief aus seinem Mund. Er taumelte rückwärts, die Augen weit aufgerissen, und um seinen Mund spielte ein letztes dünnes Lächeln. Dann fiel er nach hinten aus dem geöffneten Fenster und verschwand aus meinem Blickfeld. Im gleichen Moment wurde mir schwarz vor Augen.

Ich riss die Augen auf, ich schrie aus Leibeskräften, und die Erkenntnis, die ich eben erlangt hatte, brannte wie heisses Eisen in meinem Schädel. Meine Zellentür wurde aufgestossen, drei Pfleger kamen herein und drückten mich auf meine Pritsche zurück. Einer von ihnen verschwand kurz und kam mit einer Spritze zurück, die er mir sogleich in den Arm rampte. Alles vor meinen Augen schwamm in einem Strudel aus Farben, und die Rufe

und Anweisungen der Pfleger drangen nur noch dumpf an meine Ohren.

«Es tut mir leid, Mrs. Miller, aber der Zustand ihres Mannes hat sich verschlechtert.» Mrs. Miller nickte schwach. Sie sass gemeinsam mit dem Leiter der örtlichen psychiatrischen Anstalt in dessen Büro. Vor etwa einer Stunde hatte er sie zu sich gebeten, nachdem ihr Mann erneut einen seiner Anfälle gehabt hatte.

«Immer wenn er aus dem Schlaf erwacht, redet er etwas von einem Mann, den er verfolgt, und dass er selbst schuld ist am Tod seiner Tochter», sagte der Leiter besorgt. «Die Pfleger meinen, dass er sich in eine Art Traumwelt flüchtet, um den Tod seiner Tochter zu verdrängen. Wir haben schon etliche Therapien versucht, aber keine hat genützt. Ich fürchte, wir können vorerst nichts für ihn tun.»

Mrs. Miller fuhr sich mit der Hand über die Augen. «Unsere Tochter... starb bei einem Autounfall», sagte sie gepresst. «Mein Mann sass am Steuer. Wir waren auf dem Weg in die Ferien. Er war nur einen kurzen Moment abgelenkt, und schon war er auf die andere Strassenseite abgekommen. Ein Auto rammte uns frontal. Lilly starb noch am Unfallort. Er ist nie darüber hinweggekommen, immer wieder hat er sich die Schuld für ihren Tod gegeben. Es hat ihn wahnsinnig gemacht.» Sie begann zu weinen. Der Leiter kam hinter seinem Schreibtisch hervor und reichte ihr ein Taschentuch. «Wir werden alles denkbar Mögliche für ihren Mann tun», versicherte er ihr und legte ihr tröstend den Arm um die Schulter.

Die Strasse war einsam und leer. Ich lief sie entlang, mit wehendem Mantel, mit dem Entschluss, den Marionettenspieler zu töten. Was ich nicht wusste: der Marionettenspieler war ich selbst.



Jeanine Schlachter, 1994
Die perfekte Eule

Eines Tages sass ein junger Mann mitten in der Stadt auf einer alten Sitzbank. Auf dem linken Arm des hübschen blonden Mannes sass eine Eule. In seiner Umgebung befand sich sonst niemand. Er war alleine mit seiner prachtvoll aussehenden Eule und redete leise vor sich hin. Es war ein schöner Abend. Die Sonne war schon fast ganz untergegangen, und der Blick von der Bank unter der Eiche auf den weiten Fluss war sehr eindrucklich. Der Sonnenuntergang spiegelte sich noch kurze Zeit auf dem Wasser. Doch die Zeit drängte, die Uhr tickte, mit jedem Blinzeln der Eulenaugen wanderten die Sonne und das Spiegelbild weiter weg. Der Wind wehte ganz leicht und still, die Blätter der Eiche über dem jungen Mann bewegten sich und machten unheimliche Geräusche. Ein unvergesslicher Moment, bis die Sonne am Horizont verschwand.

Plötzlich tauchte in der Dunkelheit ein alter Mann auf, während der Blonde mit seiner tollen Eule immer noch auf der knarrenden Bank sass. Vom alten Mann erkannte man fast nichts, da das Sonnenlicht weg war und der Baum das Mondlicht nicht durchleuchten liess. Man erkannte, dass der Mann nicht mehr gut zu Fuss unterwegs war, er stolperte über kleinere Steine und musste sich an der seitlichen Mauer stützen bei jedem Schritt, den er machte. Er blieb an der Steinmauer stehen, einige Meter neben der Sitzbank. Der Mann trug einen langen Mantel. Auf seiner Schulter krallte sich eine Eule fest. Die Eule des älteren Mannes sah ganz anders aus als die Eule des jungen, hübschen Mannes. Es widerspiegelte sich in ihr sozusagen das Ebenbild der Person.

Der junge Mann erhob sich von der Bank. Er erklärte, dass er die schönste Eule in der ganzen Stadt habe. Seine Eule wurde tatsächlich von allen bewundert, denn sie war ganz einfach perfekt. Es gab keine Fehler oder Macken an ihr. Sie wurde immer wieder fotografiert, von allen Menschen in der Stadt begutachtet und minutenlang ohne Worte be-

trachtet. Es war wirklich die wunderschönste Eule, die man in der Stadt finden konnte. Der junge blonde Mann war sehr stolz auf sie und prahlte noch weiter mit seinem Prachtstier.

Der alte Mann hörte ihm zu, sein Gerede kam ihm vor, als würde er ihm etwas beweisen wollen. Er gab dem jungen Mann auf seine Rede eine Antwort, indem er sagte, dass seine Eule nicht mal annähernd so schön sei wie seine eigene. Seine Eule zitterte immer noch, eines ihrer Augen konnte sie nicht ganz weit öffnen. Die Eule war völlig zerzaust und hatte nicht mehr alle Federn an ihrem Kleid. Entweder verlor sie die dunkelgrauen Federn bei kleinen Bewegungen, oder sie hatte gar keine mehr. An den Stellen, an denen die Federn fehlten, waren nackte Haut oder gar Narben, tiefe Narben zu erkennen.

Der junge Mann starrte die zerzauste Eule und den alten Mann an. Er fragte sich, wie er bloss behaupten konnte, seine Eule sei schöner. Er schaute sich die zitternde Eule nochmals an, machte sich kurz Gedanken über die realen Zustände von beiden Eulen. Er kam zu einem Entschluss und präsentierte seine Meinung: «Meine Eule ist perfekt, und deine ist ein Wirrwarr aus Narben und zerzausten Federn!»

Der blonde, überzeugte Mann mag wohl recht haben, jedoch würde der alte Mann seine eigene Seele, seine eigene Haut, sein eigenes Leben oder seine eigene Eule niemals tauschen wollen. Er war mit seiner Eule von Grund auf aufgewachsen, wie die erste Uhr, die es auf dieser Welt gab. Der erste Sekundenschlag war ein gemeinsames Erlebnis. Die beiden gingen durch dick und dünn. Alles hatten sie miteinander erlebt. Minute um Minute. Viele schlechte, jedoch auch sehr schöne und unvergessliche Momente im Leben durften sie zusammen teilen. Tag für Tag.

Jede noch so tiefe Narbe am lebendigen Körper der Eule stand für einen bestimmten Moment, für ein bestimmtes

Ticken des eigenen Lebens. Jede Feder, die die Eule verlor, war für einen bestimmten Augenblick gedacht, der in der Erinnerung niemals vergessen gehen wird, weil die Eule die Narbe tagtäglich mit sich herumträgt. Und weil die Uhr für immer weiterticken wird.

Jede Tatsache oder Entscheidung, die man im Leben treffen muss, auch wenn sie schmerzhaft ist, gibt manchmal leere Furchen. Man geht immer ein Risiko ein. Die Eule war immer für ihn da, jede Sekunde, jedes Blinzeln der Eulenaugen, bis jeder Tag am Morgen die Sonne erblickte oder sie am Abend am Horizont unterging.

Erkannte der junge Mann jetzt, was wahre Schönheit bedeutete? Eine stille Träne rann über seine Wange. Die Worte des alten Mannes hatten ihn mitten in sein perfektes Herz getroffen. Er schaute zu seiner Eule, auf den Arm hinab. Sie verlor die erste Feder aus ihrem bisher wundervollen Kleid. Sie sah nicht mehr perfekt aus, jedoch schöner als je zuvor.

Katja Schwab, 1994
Silvesternacht



Hamburg, 31. 12. 1997 – 12 Stunden bis Mitternacht

Der Schnee rieselt fein vom Himmel und hinterlässt eine flauschige Schicht auf Strassen und Häusern. Simone trägt eine schwere Einkaufstasche, sie musste für das Silvesteressen heute Abend einkaufen gehen. Ihr Vater veranstaltet wieder eines seiner berühmten Feste, zu denen alle seine Bekannten eingeladen worden sind. Simone mag die Freunde ihres Vaters nicht. Sie riechen immer stark nach Tabak und Alkohol, und sie sind ihr unheimlich. Doch trotzdem muss sie an jeder Party dabei sein. Zu Hause angekommen, schält sie sich aus der dicken Jacke, zieht die Schuhe und die Mütze aus und geht die Treppe hinunter in die Küche, wo ihre Mutter schon am Herumwerkeln ist. Wortlos stellt sie die Tasche auf den Tisch und hilft ihrer Mutter beim Kartoffelschälen. Ihre Mutter ist gestresst, sie haben noch so viel vorzubereiten und haben noch beinahe keine Fortschritte gemacht, die Zeit läuft ihnen davon!

Sydney, 31. 12. 1999 – 10 Stunden bis Mitternacht

Charlie ist nervös. Der Dirigent ist schlecht gelaunt, es läuft nicht so, wie er will. Schon wieder wandert sein Blick ärgerlich zu den Violinen, direkt auf Charlie. Aber vielleicht bildet er sich das auch nur ein. Trotzdem gibt er sich noch mehr Mühe. Das Sydney Symphony Orchestra soll heute bei Sonnenuntergang einen grossen Auftritt haben. Es ist die grösste Feier seit langem, wegen der Millenniumswende. Es ist gleichzeitig aber auch das erste Konzert für Charlie. Und jetzt sitzt er gerade in der letzten Probe vor dem Auftritt. Seine Finger schmerzen vom vielen Üben, seine Ohren pfeifen und sein Kopf ist hochrot. Nach zwei Stunden gibt der Dirigent endlich ein Zeichen, die Probe ist zu Ende. Müde packt Charlie seine Geige ein und verlässt den Proberaum. Nun heisst es für ihn nach Hause fahren, duschen, sich umziehen und sofort wieder zum Hafen fahren, wo das Konzert stattfinden soll. Die Zeit rennt, er muss sich beeilen!

Barcelona, 31. 12. 2006 – 8 Stunden bis Mitternacht

Als Leticia mit ihren drei Schwestern nach Hause kommt, hat ihre Mutter schon die rote Unterwäsche für den Abend auf ihre Betten gelegt. In Spanien trägt jede Frau am Silvesterabend rote Unterwäsche, das soll Glück für das nächste Jahr bringen. Leticia setzt sich schweigend aufs Bett und dreht ihren Kopf zum Bild ihrer Grossmutter, das sie auf ihrem Nachttischchen stehen hat. Schwach lächelt die zerbrechliche alte Frau in die Kamera. Sie ist Leticias grosses Vorbild. Sie hatte nämlich etwas aus ihrem Leben gemacht, sie war Ärztin. Das ist auch Leticias Traum, und sie hat sehr hart gearbeitet, um diesem Traum ein Schrittchen näher zu kommen.

Rio de Janeiro, 31. 12. 2009 – 6 Stunden bis Mitternacht

Wo man auch hinsieht, überall weisse Kleider. José fühlt sich beinahe geblendet. Aber so will es die Tradition in Brasilien, warum weiss er nicht genau. Sein Onkel wird es bestimmt wissen. José will ihn später am Tag noch fragen. Doch nun ist es höchste Zeit, nach Hause zu gehen. Er wohnt mit seinen Eltern, seinen vier Geschwistern und seinen Grosseletern in einer der Favelas in Rio. Sein Zuhause ist eine aus vielen Materialien zusammengestellte Hütte. Gleich nebenan wohnt sein Onkel mit seiner Familie. Obwohl sie nicht viel besitzen, sind sie fröhliche Leute, und auch heute kann José schon von Weitem das herzlich laute Lachen seiner Mutter hören. Sie winkt ihn herbei und drückt ihm ein paar Centavos in die Hand und schickt ihn noch einmal zum Laden, er soll eine gelbe Kerze kaufen gehen. Auf seinen fragenden Ausdruck hin zwinkert sie nur und macht mit den Händen eine Bewegung, die ihm zeigt, dass er sich beeilen soll.

Nara, 31. 12. 2010 – 4 Stunden bis Mitternacht

Kazumi beisst herzhaft in ihr Mochi, einen Reiskuchen aus süssem Klebreis. Die Mochis hat sie eine Woche vorher mit all ihren Freunden gebacken. An diesen Treffen versammeln

sich alle Bekannten und Verwandten in der Küche von Kazumis Grossmutter und bereiten Mochis zu. Am letzten Tag des Jahres werden sie dann gegessen, natürlich so viele wie möglich – das bringt Glück! Zusätzlich haben alle mitgeholfen, das Haus zu putzen und mit Bambus, Kiefer und Pflaumenblüten zu schmücken. In Japan kehrt man mit dem Schmutz auch die bösen Geister aus dem Haus, so kann man sorgenfrei ins neue Jahr starten. Auch Kazumi hat ihr Zimmer auf Hochglanz poliert, sie hofft, dass ihre Mutter dadurch wieder gesund wird. Sie leidet schon seit mehreren Jahren an multipler Sklerose, die Ärzte haben die Hoffnung schon öfters aufgegeben, aber ihre Mutter ist zäh. Kazumi kann nicht leben wie die anderen in ihrem Alter, sie muss ihre Mutter in vielem unterstützen. Trotzdem ist sie ein fröhliches Mädchen, und auf den heutigen Tag hat sie sich seit Wochen gefreut, deshalb lächelt sie und nimmt ein weiteres Mochi.

Hamburg, 31. 12. 1997 – Mitternacht

Simone sitzt mit ihren Eltern, ihrem kleinen Bruder und einigen Bekannten um das grosse Becken mit kaltem Wasser. Die Stimmung ist ausgelassen, alle lachen. Die meisten Gäste sind Leute, die Simone noch nie gesehen hat, doch alle sind sehr freundlich, und Simone mag sie lieber als die anderen Freunde ihres Vaters. Sie dreht noch einmal ihr Stück Blei in der Hand, welches sie vor zehn Minuten über das Feuer gehalten hatte und im kalten Wasser erstarren liess. Sie muss lächeln. Immer noch findet sie, dass es aussieht wie ein Vogel. Ihr Bruder hat sie nur ausgelacht, und ihre Mutter hat eher auf einen Felsen getippt, aber Simone ist sich ganz sicher. «5 – 4 – 3 – 2 – 1 ...!» Das neue Jahr ist angebrochen, ein neues Jahr voller neuer Möglichkeiten, auch für Simone.

Sydney, 31. 12. 1999 – Mitternacht

Charlie sitzt in seinem Frack auf seinem Stuhl. Das Sydney Symphony Orchestra hat seinen Teil überstanden, es war

ein wunderschönes Konzert. Nun wartet Charlie nur noch auf das grosse Feuerwerk. Er denkt über das letzte Jahr nach und ist beinahe ein wenig traurig, dass es vorbei ist. Doch jetzt hat er seinen Traumjob, er macht das, was er am liebsten macht, und so kann es nur ein gutes neues Jahr werden. «5 - 4 - 3 - 2 - 1 ...!» Exakt auf den letzten Glockenschlag beginnt es zu knallen. Charlie schaut noch einmal in die enorme Menschenmasse, die in den Himmel sieht, das Feuerwerk bestaunend. Jedes Gesicht ist glücklich an diesem ganz besonderen Abend. Theoretisch ist es nur eine Nacht wie jede andere, und trotzdem vermittelt sie den Menschen so viel Hoffnung, selbst jenen, die ein schreckliches Schicksal haben. Charlie ist sehr stolz, dass er zu diesem wunderbaren Gefühl beitragen konnte. Zufrieden grinsend legt er den Kopf in den Nacken, und mit vielen «Oohs» und «Aahs» wird das neue Jahrtausend gebührend begrüsst.

Barcelona, 31. 12. 2006 – Mitternacht

«... 10 - 11 - 12!» Sie hat es geschafft! Leticia hat bei jedem Glockenschlag eine Traube gegessen, nun darf sie sich etwas wünschen. Sie presst die Augen zu und wünscht sich, dass sie an der Uni angenommen wird und eine angesehene Ärztin werden kann. Glückliche, und auch ein wenig stolz auf ihre Leistung, lächelt sie in die Runde. Auf die bohrenden Fragen von ihren Schwestern, was sie sich gewünscht habe, schmunzelt sie nur geheimnisvoll und sagt, sie würden es schon sehen. Im Verlauf des Jahres. Es wird ein gutes Jahr, Leticia spürt es. Sie dreht sich noch einmal zum Bild ihrer Grossmutter, flüstert: «Feliç Any Nou», und lächelt. Es wird ein gutes Jahr, ganz bestimmt!

Rio de Janeiro, 31. 12. 2009 – Mitternacht

Blumen auf dem Wasser, Kerzen im Sand. José hat noch nie so etwas Schönes gesehen. Wie verzaubert steht er da und hält die gelbe Kerze, die er gekauft hat. Nun weiss er auch, wieso: Sie steht für Geldsegen im neuen Jahr. Das könnte

seine Familie definitiv brauchen, obwohl José glaubt, dass er jetzt gerade glücklicher ist als der reichste Mann der Welt. Sein Onkel hat ihm auch noch erklärt, warum alle weisse Kleider tragen. Weiss steht für Unschuld, Reinheit und ist auch die Farbe des Friedens. Der Wecker seines Vaters tickt laut, und José bemerkt, dass das neue Jahr nicht mehr weit entfernt ist. Er schliesst die Augen und hört den Leuten zu, wie sie aufgereggt die letzten Sekunden des letzten Jahres verstreichen lassen. Das nächste Jahr kann besser werden, man muss nur fest daran glauben, und das tut er!

Nara, 31. 12. 2010 – Mitternacht

Beim 50. Glockenschlag der «Joya no kane», der Silvester-glocke, hakt sich Kazumis Mutter bei ihr unter, und gemeinsam mit allen anderen verlassen sie das Haus und gehen zum Saidai-ji-Tempel, wo die insgesamt 108 Glockenschläge herkommen. Die Glockenschläge hallen sehr lange nach, es gibt der Nacht etwas Friedliches, Beruhigendes. Kazumis Mutter lächelt selig und flüstert ihr etwas ins Ohr: «Akemashite omedetou gozaimasu» – frohes neues Jahr! Kazumi muss lachen, und gleichzeitig schiessen ihr Tränen in die Augen. Sie bewundert ihre Mutter, die trotz ihrer schweren Krankheit noch immer eine solche Lebensfreude ausstrahlt. Ihre Krankheit nagt sehr an ihr, trotzdem verliert sie nie die Hoffnung. Vielleicht finden die Ärzte eine Möglichkeit, ihre Mutter zu heilen. Man weiss es nicht, das neue Jahr kann viel Neues bringen, und auch Kazumi wird die Hoffnung auf das Gute nie verlieren!



Corinne Vöglin, 1994

Das Ungewisse meiner Zukunft

Mein Atem stockt, als ich ein leises Geräusch draussen vor der Kellertür höre, und meine Augen weiten sich. Angst macht sich breit. Eine grosse, schwarze Gestalt tritt in den fensterlosen Raum ein. Es ist ein Mann, gross und kräftig gebaut. Er tritt zu mir und streicht mir durchs Haar, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Ich spüre seinen Atem an meinem Hals und Ekel steigt in mir auf. Plötzlich erhebt er sich, reisst mich vom Boden und drückt mich gegen die Wand. Tränen füllen meine Augen und der Schmerz durchzuckt meinen Körper, als er meinen Hals mit seinen Händen umschlingt und mich beginnt zu würgen. Ich versuche mich zu wehren, doch erfolglos. Plötzlich lässt er mich fallen, dreht sich wortlos um und verschwindet aus dem Raum. Ich sinke zu Boden, ringe nach Luft und weiss nicht, wie mir geschieht. Doch was bleibt mir übrig, als zu warten, bis er wiederkommt. Und zu hoffen, dass er mich bald tötet oder gehen lässt.

Springen wir zwei Tage zurück. Donnerstag, ein ganz normaler Schultag wie jeder andere. Ich und meine Freundinnen sassen gelangweilt im Unterricht und warteten, bis es klingeln würde. Am Abend trafen wir uns alle bei Tiffany, um noch die letzten Vorbereitungen für meine Geburtstagsparty zu erledigen.

Freitag, mein 18. Geburtstag, an diesem Tag würde sich mein Leben verändern. Nicht so, wie ich es geplant hatte, doch das wusste ich mittags noch nicht. Um neun Uhr war die Party schon voll im Gange und wir amüsierten uns prächtig.

Die Dunkelheit brach rasch ein und wir genossen die Anonymität der Nacht. Keiner von uns konnte etwas erkennen, denn beleuchtet war nur die kleine Theke auf der Lichtung. Ich wollte nur kurz verschwinden, um mich frisch zu machen, doch ab diesem Abend sah man mich nie mehr in diesem Dorf.

Ich kam erst in diesem Loch wieder zu mir und hatte keine Ahnung, was passiert war. Nun sitze ich hier, warte und warte, bis ich endlich wieder nach Hause kann.

Ich weiss nicht, wie viel Zeit vergangen ist, seitdem ich hier unten sitze. Es fühlt sich aber wie eine Ewigkeit an. Was ist heute wohl für ein Tag, sollte ich schon wieder in der Schule sein, vermisst mich schon irgendjemand, wird schon nach mir gesucht?

All diese Fragen schwirren mir durch den Kopf, doch Antworten gibt es darauf nicht. Meine Beine sind zerschlagen und mit getrocknetem Blut überflutet, meine Hände sind verdreckt und meine Fingernägel kaum noch zu erkennen. Mein ganzer Körper schmerzt, und ich habe es im Gefühl, dass noch grössere Schmerzen folgen werden.

Es vergeht wieder einige Zeit, bis sich die Tür erneut öffnet, doch diesmal ist etwas anders, dieser Mann ist nicht derselbe wie der vom letzten Mal. Er zieht mich auf meine Beine und zerrt mich aus dem Raum. Ich kann nicht viel erkennen, denn das Licht blendet meine Augen. Wir steigen eine Treppe hinauf und betreten einen abgedunkelten Raum. Er ist leer, bis auf ein Bett und eine kleine Kommode steht nichts darin. Er wirft mich auf das Bett und grinst, dreht sich um und flüstert beim Verlassen des Raumes: «Viel Spass, Kleines.»

Panik macht sich breit und ich hämmere gegen die verschlossene Tür. Die Fenster sind mit Brettern zugenagelt, einen anderen Ausgang gibt es nicht. Ich verkrieche mich auf das Bett und kauere mich zusammen. Wieso muss mir so etwas passieren, was habe ich getan? Tausende solcher Fragen benebeln meinen Verstand.

Die Tür schwingt auf und da steht er, der Mann vom ersten Mal. Mit strammem Schritt kommt er auf mich zu, packt mich an den Händen, drückt mich auf das Bett und bindet mich daran fest. Ich zapple mit meinen Beinen und versuche ihn zu treten, doch erfolglos.

Er wendet mir den Rücken zu und läuft zur Kommode, öffnet die erste Schublade und nimmt ein kleines Messer hervor. Er dreht sich zu mir und grinst mich mit einem freudigen Lächeln an. Ich sehe bloss mit panischem Blick zurück. Wie erstarrt warte ich auf eine Bewegung von ihm.

Er tritt neben mich ans Bett, setzt sich auf meine Beine und reisst mir mein verschmutztes T-Shirt vom Leib.

Langsam zieht er mit dem Messer Bahnen über meinen Bauch, noch ohne mich zu schneiden. Es ist fast so, als wolle er erst vorskizzieren. Nun drückt er jedoch fester, und das Blut rinnt über meinen Bauch auf das Laken. Ich schreie auf, der Schmerz wird immer unerträglicher. Er setzt noch ein paar Mal von Neuem das Messer an und ritzt mir ein Muster, nein ein Symbol in meine Bauchgegend ein. Die Tränen und das Blut rinnen nur so hinunter, doch ich weiss, ich werde es überstehen, ich glaube und hoffe, dass ich bald wieder zu Hause sein werde.

Sein Gesichtsausdruck ist so friedlich und liebevoll, während er das Symbol einritzt. Er scheint glücklich und zufrieden und vollends befriedigt von seinem Resultat zu sein. Er steht auf und verlässt den Raum, noch immer fliesst Blut aus meinen Wunden und der Schmerz entzieht mir die Kraft.

Die Tür öffnet sich erneut, nun steht wieder der andere im Raum. Er schlägt mir ins Gesicht und beschimpft mich, weil ich das Laken verdreht habe. Er bindet mich los und schleift mich nach unten in den Keller zurück. Ja, er schleift mich jede einzelne Stufe langsam hinunter, damit ich jede Kante in meinem Rücken spüren kann. Er wirft mich zurück in den fensterlosen, kahlen und tristen Raum und verriegelt die Tür hinter sich. Ich höre, wie eine Stimme erklingt und fragt, ob er mich schon nach unten gebracht habe. Eine Antwort darauf ertönt nicht. Die Stimme schreit plötzlich, einfach nur: «Steve!» Ich höre, wie Steve also die Treppe hinaufsteigt, noch immer hat er nicht geantwortet.

Ich kann mich kaum bewegen, ohne dass ich vor Schmerz nicht sterben möchte. Doch ich weiss, ich muss stark sein, ich will wieder nach Hause zu meiner Familie und zu meinen Freunden. Wie es ihnen wohl gehen mag? Ich würde sie so gerne wiedersehen. Mein kleiner nervender Bruder oder meine ätzende grosse Schwester, meine Eltern,

ich vermisse sie schrecklich. Tränen laufen mir übers Gesicht, Tränen der Verzweiflung.

Es ist kälter geworden und ich friere beinahe ein. Ich bin schwach und zerbrechlich, weil ich schon seit einigen Tagen keine Nahrung mehr von ihnen erhalten habe. Die Zeit vergeht wie im Flug, ich muss schon wochenlang hier gefangen sein. Ob sie mich hier vergessen haben? Sie sind seit dem letzten Vorfall nicht mehr nach unten gekommen. Ich höre sie manchmal sprechen, doch verstehen kann ich kein Wort.

Als hätten sie meine Gedanken gehört, betritt der eine den Raum. Es ist Steve, er bringt mir einen Teller und ein wenig Wasser, stellt es hin und geht wieder. Ich stürze mich auf das Wasser und das mickrige Essen auf dem Teller. Einige Minuten später betritt er erneut den Keller, holt den Teller und das Glas und verschwindet wieder.

Es vergehen einige Stunden, bis Steve wieder den Raum betritt und mich nach oben bringt. Verängstigt warte ich im Zimmer, in welchem ich schon das letzte Mal habe warten müssen. Die Tür geht auf und die finstere Gestalt steht vor mir. Die Arme des Mannes umfassen meine Taille und er zieht mich an sich, langsam küsst er meinen Hals hinunter und öffnet meinen BH. Ich zittere, doch das interessiert ihn nicht, er drückt mich aufs Bett und zieht mich weiter aus, ohne nur mit der Wimper zu zucken. Ich wimmere und lasse es einfach über mich ergehen.

Als er seinen Spass gehabt hat, verschwindet er, und ich liege entblösst und beschmutzt wie ein Häufchen Elend auf dem Bett. Tränen fließen über mein Gesicht. Ich wurde geschändet, wie ein Tier missbraucht und liegengelassen. Was kann mir jetzt noch Schlimmeres passieren, nicht einmal der Tod selbst wäre schlimmer. Ich liege noch einige Zeit einfach so da, geschockt von dieser Misshandlung, entüstet über diese Tat der schwarzen Gestalt.

Ich wollte diesem Mann kein Gesicht mehr geben, ich wollte ihn vergessen und aus meinen Gedanken verdrängen.

Steve steht plötzlich im Zimmer, wirft mir ein Kleid zu, gibt mir ein Zeichen mich anzuziehen und dreht sich um. Er dreht sich um, obwohl ich schon entblösst dort liege, und doch will er mir meine Privatsphäre lassen. Ich ziehe mich rasch an und bleibe danach regungslos auf dem Bett sitzen. Er kommt auf mich zu, hebt mich hoch und geleitet mich aus dem Raum, als wäre ich eine Dame aus reichem Haus. Nur, mein Weg führt nicht zu einer reich gedeckten Tafel, sondern in den Keller zurück. Ich verstehe seine Wandlung nicht, aber trotzdem erfreut sie mich. Es ist die erste nette Geste, die mir widerfährt.

Der Winter ist eingebrochen, ich fühle die Eiskälte an meinem Körper. Steve kommt nur ein Mal alle paar Stunden, um mir etwas Tee zu bringen, doch den anderen habe ich schon lange nicht mehr gesehen.

Ich bin froh darüber, doch auch Angst mischt sich unter meine Gefühle. Wie wird er nach so langer Zeit wohl sein? Noch schlimmer?

Steve betritt den Raum, dicht gefolgt von meinem Vergewaltiger. Die Wut kocht in mir hoch und ich stehe selbstsicher auf meine Beine. Ich stehe stolz vor ihm, als wäre ich noch nicht in mir gebrochen. Mein Blick schweift durch den Raum und verrät meine Unsicherheit. Steve dreht sich um und verschwindet.

Die Gestalt, welche mich in meinen Träumen verfolgt, tritt näher.

Der Mann drückt mich gegen die Wand, hebt meinen Rock und ergötzt sich an mir. Die kalte Steinmauer zerfetzt mein Kleid und kratzt mir den Rücken auf. Ich unterdrücke einen Schrei, während er immer tiefer in mich eindringt. Ich beginne in Gedanken zu beten und flehe um Gottesgnade, um seine Hilfe. Doch Gott erhört mein Flehen nicht.

Ich falle zu Boden und hoffe, dass es vorbei ist. Doch nein, er wird mich nicht ruhen lassen, bis er vollends vergnügt ist. Er schlägt und würgt mich, wirft mich an die Wände und tritt auf mich ein. Ein Schrei, erfüllt von Schmerz,

durchzischt den Raum. Bevor er geht, dreht er sich noch einmal zu mir um, grinst und sagt: «Warte bis morgen.» Ich hoffe, dass dieses Morgen nie kommen wird und dass ich vorher meinen Schmerzen erliege.

Ein lauter Knall lässt mich aufschrecken und ich zittere vor Angst. Ein weiterer Knall folgt, erst jetzt bemerke ich, dass Schüsse fallen.

Ich verkrieche mich in eine Ecke im Keller und bete, dass es Polizisten sind, die mich jetzt nach ewig langer Zeit finden. Die Tür vom Keller schwingt auf und ein Mann mit Weste steht vor mir, er nimmt mich in den Arm und flüstert leise: «Es wird alles wieder gut, Kleines.»

Ich spüre die Wärme der liebevollen Geste.

Er hebt mich hoch und trägt mich aus dem Raum nach oben. Meine Kräfte sind am Ende und ich schliesse die Augen. Ich höre, wie er mit mir redet, doch nehme seine Worte nicht wahr, zu süß sind die Lockrufe des Schlafes und der Bewusstlosigkeit.

Die Fahrt ist lange, ich spüre die Unterschiede der Strassen und weiss nicht, wohin meine Reise führt. Eines weiss ich, der Ort wird besser sein. Stimmen fangen an auf mich einzureden. Stimmen, die ich irgendwoher kenne, aber keinem zuordnen kann. Ich weiss nicht, wer ich bin und woher ich komme, geschweige denn, wohin mein Weg mich bringen wird, doch eines weiss ich: ich kann nicht mehr.

Als ich mein Bewusstsein erlange, befinde ich mich in einem kleinen Raum, verkabelt und verdrahtet mit verschiedenen Geräten. Das Atmen fällt mir schwer, und bewegen kann ich mich keinen Zentimeter. Die Nacht bricht ein und ich versuche zu schlafen, doch kaum schliesse ich die Augen, sind die schrecklichen Bilder wieder da. Ich sehe die Gestalt und Steve, spüre all den Schmerz immer und immer wieder. Ich versuche aufzuwachen, doch irgendwas hält mich in diesem Traum und es gelingt mir nicht. Ich schreie immer lauter und schlage um mich, will

mich befreien von meinen Fesseln und versuche wegzurennen.

Die Ärzte kämpfen um mein Leben. Ich habe im Traum die Schläuche und Drähte abgerissen und mir schlimme Wunden zugefügt. Ich habe mich aufgekratzt und mir den Kopf an eine Wand geschlagen. Ja, die Ärzte kämpfen und versuchen mein Leben weiterrücken zu lassen. Meine Uhr wieder zu richten, doch für das ist es schon seit Monaten zu spät.

Meine Zeit ist abgelaufen, meine Uhr stehen geblieben, und keine Batterie der Welt wird sie je wieder zum Laufen bringen.